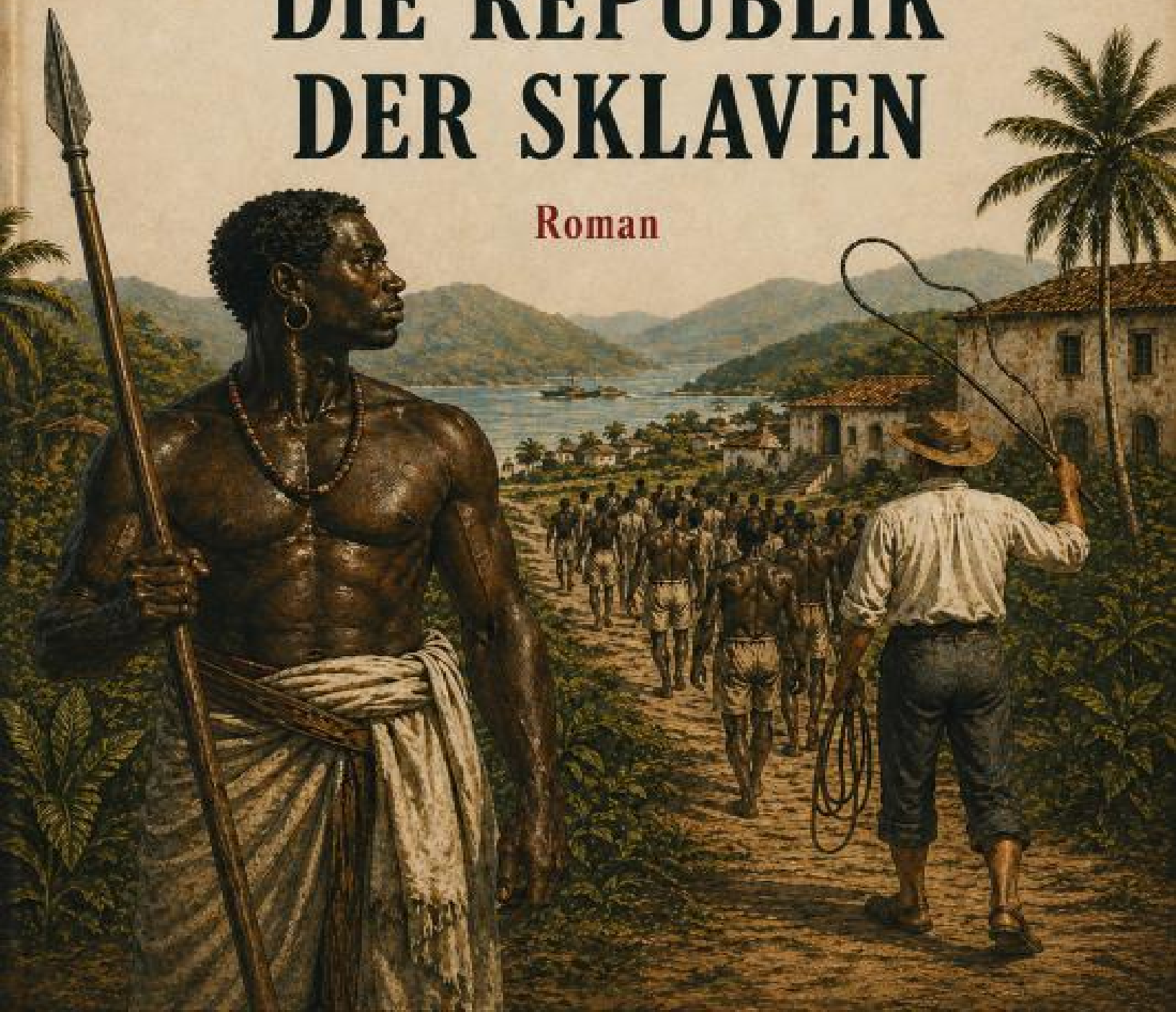


Dirk Hegmanns

PALMARES

DIE REPUBLIK DER SKLAVEN

Roman



Inhaltsverzeichnis

[PROLOG](#)

Dirk Hegmanns

Palmares – Die Republik der Sklaven

Roman

DDHSP

Dirk Hegmanns

Palmares – Die Republik der Sklaven

Roman

Die Originalversion ist erschienen bei Peter Hammer Verlag, Wuppertal, unter dem Titel „Palmares – Die Republik der Sklaven“

Überarbeitete Neuauflage

Alle Rechte liegen beim Autor

© Dirk Hegmanns

PROLOG

Die Sense traf Fernando de Coroa von der Seite und fuhr ihm in die Gedärme, bevor er irgendeinen Laut hervorbringen konnte. Er glotzte erstaunt ins Leere, neigte dann langsam den Kopf und starrte auf seinen Bauch, und er wusste, dass er nun sterben würde. Er sackte auf die Knie, unentschlossen wollten seine Hände das geschliffene Eisen greifen, doch wagte er es nicht, es anzutasten aus Angst, es könnte ihm Schmerzen bereiten. Denn Schmerzen spürte er nicht, als er da auf der staubtrockenen Erde kniete, er spürte nur, wie das Leben langsam aus ihm wich und er mit jedem Atemzug schwächer wurde. Er spürte, wie das Blut in der Wunde sprudelte, so lebhaft wie der Zuckersud in den Siedekesseln, nur nicht so heiß, und jetzt quoll es hervor, färbte sein schweißdurchtränktes Hemd rot und lief dickflüssig die Schneide der Sense entlang, bis es an den groben Holzstiel gelangte, wo es sich einen Moment lang sammelte und dann in fädenziehenden Tropfen zwischen die gelben, strohsteifen Grashalme rann.

Fernando de Coroa hatte Mühe, den Kopf zu heben, und ließ seinen Blick dem Sensenstiel folgen, als könnten sich seine Augen daran festklammern und ihm so dabei behilflich sein, den Kopf noch weiter aufzurichten. Er sah die schwarze Hand, die den Stiel locker umgriff, diese Hand, die wie viele andere schwarze Hände so viele Jahre die Zuckerrohrpflanzung bewirtschaftet hatte, das Rohr geschnitten und gepresst, den Zucker gesiedet hatte, diese schwielige und narbige Hand, die stets seine Befehle

ausgeführt und sich unter den Stockschlägen und Peitschenhieben niemals gegen ihn erhoben hatte. Er sah den schwarzen, muskulösen Arm, der jetzt entspannt war, weil es keiner Anstrengung mehr bedurfte, Fernando de Coroa zu töten. Die schwarzen Schultern glänzten vom Schweiß in der schon tief stehenden Sonne. Das schwarze Gesicht blieb ruhig, als Fernando de Coroas Blick die Augen dieses Mannes suchte, der für ihn nie mehr als nur ein Tier gewesen war, das man ein paar Jahre vor den Karren spannt, bis es verbraucht und schwächlich ist, um es dann durch einen letzten Gnadenakt aus seinem niederen Dasein zu erlösen. Die beiden Männer schauten einander an, und Fernando de Coroa nickte langsam, als würde er verstehen, aber er verstand nichts, im Gegenteil: Es war ihm unbegreiflich, dass ein Sklave seinen Herrn tötete, es war ihm unbegreiflich, dass dieser Schwarze plötzlich die Macht besaß, sich über ihn, Fernando de Coroa, Herr über vierzig Sklaven, zu erheben und ihm die Sense in den Bauch zu stoßen.

Er hörte Lärm, Schreien und Fluchen und wandte seinen immer noch staunenden Blick, um die Ursache dieses Lärms zu begreifen. Er schaute in Richtung des Wohnhauses, ein kleiner Bau aus Lehm mit dunklen Fensterlöchern und einer hölzernen Veranda, vor dem andere schwarze Männer in geduckter Haltung standen, jeder einen Knüppel, einen Speiß oder eine Sense in der Hand. Sie umringten einen weißen Mann, der mit einer Peitsche und einer Machete wild um sich schlug, brüllend vor Wut und Angst. Zwei etwas abseits stehende, halbnackte Sklaven hielten eine weiße Frau an den Armen, die sich loszureißen versuchte und Fernando de Coroas Namen schrie. Es war seine eigene Frau, aber es war ihm in diesem Moment gleichgültig, was sie mit ihr machten. Er war müde und musste sich zwingen, die Augen offenzuhalten, um das Unbegreifliche erfassen zu können.

Es war ihm auch gleichgültig, dass ein dritter Sklave weit ausholte und seinen armdicken Knüppel auf den Schädel der Frau schmetterte, die mitten im Ausruf von Fernando de Coroas Namen verstummte und kleine Staubwolken aufwirbelte, als sie wie ein Bündel Zuckerrohr steif zu Boden fiel.

Fernando de Coroa blickte wieder zu dem weißen Mann, seinem Hauptverwalter, und wunderte sich über die Gerissenheit der Schwarzen, die sich abwechselnd dem um sich Schlagenden näherten, um ihn so zu immer neuen Schlägen herauszufordern, die ihn langsam müde machten, ohne dass er einen der Sklaven auch nur berührte. Der Gutsbesitzer musste all seine Kräfte aufbringen, um noch aufrecht auf den Knien zu bleiben, denn er wollte als letzter sterben, wollte beweisen, dass er länger durchhalten konnte als sein Verwalter, und ergriff plötzlich die Partei seiner Sklaven, indem er dem Weißen ein schnelles Ende wünschte. Fast war er erleichtert, als einer der Sklaven seinen Speiß warf und den Verwalter ins Bein traf. Der Mann schrie auf und krümmte sich, und bevor er sich wieder aufrichten konnte, prasselten Knüppel und Speiße auf ihn nieder, Sensen färbten sich rot, und Fernando de Coroa fiel auf die Seite. Er starb als letzter der Weißen, die sich in diesem Moment, als nun die Sonne rot anlief und ihre stechende Glut nachließ, auf dem Gut befanden.

Seine vierzig Sklaven umringten schweigend seine Leiche, die dort ausgeblutet auf der geduldigen Erde lag. Vierzig Mal hätte er einen solchen Tod sterben können, und es hätte immer noch nicht ausgereicht, um für all das Blut, um für all die schwarzen Leben, die diese Erde bisher gekostet hatte, zu bezahlen. Doch niemand entlud seinen Hass oder seinen Schmerz über die glotzende Leiche, denn es blieb nicht viel Zeit, um die gerade gewonnene Freiheit über

mehr als nur den Zeitraum hinwegzuretten, den der Pflanzungsverwalter brauchte, um aus der Stadt zurückzukehren. Es blieb ihnen eine Nacht.

Sie wussten, dass sie nicht auf dem Gut bleiben konnten. Mit ihren Prügeln, Spießen und Sensen würden sie sich gegen die Truppen der Sklavenjäger, die spätestens am folgenden Nachmittag eintreffen würden, nicht verteidigen können. Selbst das Gewehr und die Pistole, die sie im Haus fanden, waren nutzlos für sie, die nicht wussten, wie man die Waffen lud und wie sie funktionierten. Ebensowenig konnten sie sich auf den Weg zu den Dörfern entlang der Küste aufmachen, wo sie sich unter die Indios und ehemaligen Sklaven hätten mischen können, denen man für irgendwelche Verdienste die Freiheit geschenkt hatte. Wenn man sie nicht schon auf dem Weg dorthin erwischte, würde man sie früher oder später dort entdecken, denn die freigelassenen Sklaven würden niemanden von ihnen verstecken. Sie würden sie mit Sicherheit sogar verraten, konnte ihnen doch ihr Privileg der Freiheit beim geringsten Anlass wieder genommen werden. Und sie konnten auch nicht ihre eigenen Hütten errichten, irgendwo versteckt in der dichtbewachsenen Küstenzone, denn die Kapitäne des Waldes mit ihren Horden würden sie bald gefunden und sie ihrer grausamen Strafe zugeführt haben. Schon oft hatten sie solche Bestrafungen mit ansehen müssen, wenn ihnen ihr Herr einen halbverdursteten, geflohenen Sklaven vorführte, den man nach wenigen Tagen wieder eingefangen hatte. Er wurde nackt an den Schandpfahl gebunden, der zwischen den beiden Sklavenhütten stand. Der Verwalter gab einem der kräftigsten Sklaven die Peitsche und betrachtete grinsend die erschrockenen Gesichter der schwarzen Männer, Frauen und Kinder, denen es verboten war, sich abzuwenden, da ihnen sonst die gleiche Strafe drohte. Wenn dem Bestraften nach vierzig oder fünfzig Peitschenhieben die Haut nur noch in

Fetzen vom Körper herabhing und er noch lebte, schüttete der Verwalter Essig oder Pfeffer auf das rohe Fleisch, ließ die blutige Kreatur losbinden und ins „Loch“ werfen, einen kleinen Bretterverhau, in dem der Sklave sein Leben aushauchte, während schon die Ratten und Ameisen über ihn herfielen. Es blieb nur die Flucht, und während sich das Sonnenrot hinter das vereinsamte Gutshaus duckte, machten sich die vierzig Schwarzen auf den Weg ins Landesinnere, jeder mit dem beladen, was er an Vorräten tragen konnte, denn keiner von ihnen wusste, wie lange sie marschieren mussten, ob sie auf ihrem Weg genug zu essen fanden oder ob sie überhaupt jemals ein Ziel erreichen würden.

Sie gingen schweigend, einer hinter dem anderen; Männer, Frauen und Kinder. Nach drei Meilen schon überschritten sie die Grenzen des Guts und verließen damit das Gebiet, das ihnen bisher Gefängnis und Folterkammer gewesen war. Was jetzt vor ihnen lag, das kannten sie nicht, denn niemals hatte einer von ihnen das Gut verlassen, geschweige denn diesen Teil Pernambucos besser kennengelernt, als nur durch den Transport von Recife zum Gut ihres Herrn. Dieser staubige Weg war alles, was sie außerhalb ihres ausgedörrten Kerkers jemals von Brasilien gesehen hatten, abgesehen von Strand, an dem man sie ausgeschifft, und vom Sklavenmarkt, auf dem man sie an Fernando de Coroa verkauft hatte. Aber von diesem Weg mussten sie sich fernhalten, denn dort konnten ihnen Weiße begegnen, und das hätte ein frühes Ende ihrer Flucht bedeutet. Sie mussten sich in das vollkommen Fremde, das absolut Unbekannte wagen, mussten dorthin gelangen, wo Himmel und Erde sich in der Abenddämmerung vereinigten, in die Wälder und Berge am Horizont, die die portugiesischen Kolonialherren *terra incognita* nannten, das unbekannte Land. Dorthin würden ihnen die Weißen nicht folgen, denn die wenigen, die bis in

dieses unbekannte Land vorgedrungen und auch wieder zurück-gekommen waren, berichteten von Gefahren, die ein Mensch schwerlich überstehen könnte. Es war ein dem Menschen feindliches Land, doch für die vierzig Schwarzen machte dies keinen Unterschied. Seit man sie auf dem afrikanischen Kontinent auf der anderen Seite des Ozeans gefangen hatte, seit sie in Recife auf dem Sklavenmarkt verkauft worden waren, seit sie auf dem Gut Fernando de Coroas gearbeitet hatten, waren sie von Feinden umgeben. Diejenigen unter ihnen, die nicht hier geboren waren, kannten noch die Wälder und Savannen in Afrika, und die waren ihnen weniger feindlich gewesen als die Weißen. Mit dem Wald und der Savanne konnte man sich anfreunden, wenn man sie und ihre Gesetze achtete. Man konnte mit ihnen leben, in ihnen leben und von ihnen leben. Mit den Weißen konnte man sich nicht anfreunden, denn sie wollten Macht, wollten beherrschen und unterwerfen. Der Wald und die Savanne töteten nur, wenn man sie und ihre Gesetze nicht achtete, die Weißen aber töteten aus Lust.

Sie marschierten die ganze Nacht, und niemand sprach ein Wort, denn in den vergangenen drei Monaten war bereits alles gesagt worden, was in diesem Moment von Bedeutung war. Damals hatten sie den Entschluss gefasst zu fliehen, hatten ihre Angst vor der Folter und dem drohenden Tod überwunden und sich für die Freiheit entschieden, nachdem der junge Gunza von einer Schlange gebissen worden war und das Rohr nicht mehr schneiden konnte, weil ihn das Fieber schüttelte.

Er wäre nicht gestorben, wenn man ihn drei oder vier Tage in der Hütte gelassen hätte, aber der Verwalter trieb ihn mit der Peitsche hinaus. Vor dem Schandpfahl brach Gunza zusammen, Rücken und Beine schon blutig von den wilden Schlägen des Verwalters. Die anderen Sklaven, die sich bereits auf den Weg zu den Feldern gemacht hatten,

blieben stehen und hofften, Gunza möge wieder aufstehen. Aber er stand nicht auf, sondern blieb da auf dem Bauch liegen, die Augen geschlossen und mit einem Arm den Schandpfahl umgreifend, als wollte er freiwillig den Ort wählen, an dem er die Strafe erhalten würde, die ihn erwartete.

„Du da!“, brüllte der Verwalter und zeigte auf Coanza. „Verpass dem Bastard zwanzig Hiebe!“

Er warf die Peitsche, damit Coanza sie auffing. Aber der machte keine Anstalten sie aufzufangen. Er ließ sie an seiner schweißglänzenden Brust abprallen und auf den Boden fallen.

„Zwanzig Hiebe!“, schrie der Verwalter, zeigte erst auf Coanza, dann auf Gunza und glaubte, Coanza hätte nicht verstanden. Aber Coanza hatte verstanden, denn wenn der Verwalter sich einen der kräftigsten Sklaven aussuchte und ihm die Peitsche entgegenwarf, wusste jeder, was dies bedeutete. Doch Coanza rührte sich nicht, und jetzt begriff auch der Verwalter. Er zog seine Machete aus dem Gürtel.

„Du willst dich doch nicht etwa weigern?“, herrschte er Coanza böse an, und in seinem Blick tauchte diese sadistische Lust auf, der dann stets ein gemeines Grinsen folgte, wenn der Verwalter seine Macht gegenüber den Sklaven beweisen wollte, wenn er ihnen demonstrieren wollte, dass sie keinen eigenen Willen besaßen, weder Verstand noch irgendeine menschliche Eigenschaft, dass sie Tiere waren, die man kaufte und verbrauchte und umso mehr prügelte, je schwächer sie wurden.

„Was ist da los?“, hörte man es vom Gutshaus her rufen. Fernando de Coroa war aus dem Haus getreten, die Flinte im Arm und die Pistole im Gürtel, nachdem er auf das

wütende Brüllen seines Hauptverwalters aufmerksam geworden war. Langsam kam er herüber, schaute erst die Sklaven, dann seinen Verwalter an.

„Er weigert sich, seinen schwarzen Freund zu strafen“, antwortete der Verwalter und zeigte mit dem Kinn auf Coanza.

Fernando de Coroa blickte Coanza in die Augen, und der erwiderte seinen Blick ruhig und ohne Angst, so wie er drei Monate später seinen Blick erwidern würde, wenn er seinem Herrn die Sense in den Bauch hieb. Ohne sich von Coanza abzuwenden, forderte Fernando de Coroa seinen Verwalter auf:

„Dann übernehmen Sie das!“

Der Verwalter grinste Coanza an, schob ihn mit der Machete auf den Schandpfahl zu, hob die Peitsche auf und band sein Opfer mit einem Lederband, das er aus der Hosentasche zog, an das grob behauene Holz. Dann trat er zurück und ließ die Peitsche knallen.

„Und jetzt sieh dir an, was ich gleich auch mit dir machen werde!“

Gunza lag zu Coanzas Füßen, und beim ersten Peitschenhieb stöhnte er laut auf, hob den Kopf und blickte den Verwalter an. Beim zweiten Hieb stöhnte er noch lauter, sah jetzt Coanzas Füße und schaute an diesem glänzenden Körper empor. Er verstand, was hier passierte. Beim dritten Hieb griff er nach Coanzas Knöcheln und umklammerte sie, aber er stöhnte nicht mehr. Coanza spürte jeden weiteren Hieb durch Gunzas Hände, die sich ruckartig um seine Knöchel krampften, wenn die Lederpeitsche wieder einen Fetzen Haut vom Rücken des Jungen riss. Doch bei jedem Hieb wurde der Druck der

Hände schwächer, Gunzas Kopf sank auf die Erde. Nach sechzehn Peitschenhieben war Gunza tot, aber der Verwalter vollendete, was er sich vorgenommen hatte, mit grausamer Präzision.

Bevor er hinter Coanza trat, musste er Atem schöpfen. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und rieb sich die Hände an seiner Hose trocken.

„Dich haben wir bisher noch viel zu wenig geprügelt“, sagte er und betrachtete Coanzas Rücken, der nur wenige Narben zeigte. Coanza hatte stets ohne zu klagen gearbeitet und dem Verwalter nie einen Anlass gegeben, ihn zu schlagen. Die wenigen Narben stammten von den Schlägen, die der Verwalter von Zeit zu Zeit an alle Sklaven austeilte, um sie anzutreiben und daran zu erinnern, dass er der Herr und sie die Herde waren.

Coanza stöhnte nicht, als ihn die Schläge trafen. Er versuchte, seinen Rücken zu entspannen und mit kaum sichtbaren Bewegungen dem Hieb der Peitsche zu folgen. Er wusste, er würde es nicht verhindern können, dass die Haut platzte und sich löste, aber er wusste auch, dass er nicht sterben würde, denn der Verwalter wollte ihn strafen und demütigen, nicht töten. Durch die leichten Bewegungen jedoch konnte er die Verletzungen geringer halten, und damit auch die Schmerzen und Entzündungen, die der Strafe folgen und ihm noch wochenlang die Arbeit erschweren und ihm nachts den Schlaf rauben würden.

Am Abend dieses Tages sprach Coanza zum ersten Mal von der gemeinsamen Flucht, als sie ihm den Rücken mit Kräutern belegten, die verhindern sollten, dass sein Körper durch die Wunden Gift aufnahm. Jeden Abend sprach er davon, und jeden Abend hörte man ihm aufmerksamer zu. Er sprach von Afrika, von seinem Dorf, vom Wald, seiner

Familie und von ihren Festen, von den Dingen, die ihnen die Weißen genommen hatten, um sie in diese fremde Welt zu verschleppen.

Zuerst hörten ihm nur die jungen Männer zu, die sich mit ihrer Gefangenschaft noch nicht abgefunden hatten wie diejenigen, die schon drei, vier oder mehr Jahre auf den Zuckerrohrfeldern arbeiteten. Doch dann lebten auch die Erinnerungen der älteren auf, und ein brennendes Verlangen nach Freiheit brach aus ihnen hervor. Sie erinnerten sich, wie sie den Löwen gejagt hatten, der nachts in ihr Dorf kam und sich sein Opfer holte. Niemals hätte einer von ihnen allein diesen gefährlichen Einzelgänger erlegen können, doch mit dem Mut und der Kraft des ganzen Dorfes hatten sie ihn gejagt und getötet. Jetzt wurden die Weißen zu Löwen, die Sklavenhütten zum Dorf und die vierzig schwarzen Männer, Frauen und Kinder zu Jägern.

Sie schnitten Spieße und warteten auf einen günstigen Moment, den sie an dem Tag als gekommen sahen, als der Pflanzungsaufseher in die Stadt fuhr, und mit ihm seine Pistole, die er stets bei sich trug. Sie wussten, dass sie Schüsse vermeiden mussten, denn wenn sich zufällig Weiße in der Gegend aufhielten, hätte man ihren Aufstand schon allzu früh entdeckt. Und sie wussten auch, dass sie töten mussten, damit ihnen die Nacht und ein halber Tag blieb, bevor die Truppen und die Kapitäne des Waldes die Verfolgung aufnahmen.

Sie marschierten nun schnell und schweigend, an ihrer Spitze Coanza, in der Mitte die Frauen und Kinder. Als die Sonne aufging, machten sie die erste Rast, tranken aus einem Bach und aßen von dem, was sie mitgenommen hatten. Langsam löste sich der Dunst auf, der bisher bewegungslos zwischen dem feuchten Grün verharrte. Die

Gegend, in der sie sich befanden, war nach den Monaten der Regenzeit fruchtbar, die niedrige Vegetation bot eine gute Deckung für den weiteren Marsch. Doch hier konnten sie nicht lange bleiben, sie mussten ihre noch vorhandenen Kräfte dazu nutzen, die Entfernung zu ihren Verfolgern, die in einigen Stunden aufbrechen würden, zu vergrößern. Sie brachen wieder auf, setzten ihren Weg fort, stets darauf bedacht, keine überflüssigen Spuren zu hinterlassen. Sie brachen keine Zweige und setzten die Füße in die Spur des Vorangehenden, und was sie niedertraten, würde sich mit dem Wachsen des Tages wieder aufrichten.

Sie gingen bis zum frühen Nachmittag und beschlossen dann, bis zum Abend zu rasten. Man teilte die Wachen ein, und wer nicht mit solchen Aufgaben betraut war, legte sich ins Gras, in den Schatten unter eine Mangueira, eine Bananenstaude. Sie waren erschöpft nach diesem langen Marsch, doch niemand klagte. Es würden noch viele solcher Nächte und Tage folgen, bevor sie die Wälder am Horizont erreichten, und die Erschöpfung würde von Tag zu Tag größer werden. Aber wenn die Kapitäne des Waldes sie fänden, würde man sie zu Tode foltern, selbst die Kinder würde man nicht verschonen. Diesem Tod zu entrinnen war ihnen keine Anstrengung zu groß, und wenn auch mancher unter ihnen dieser Mühe nicht gewachsen war, so war es immer noch besser, mit der Freiheit vor Augen gestorben zu sein als durch die Peitschenhiebe am Schandpfahl.

Fünf von ihnen erreichten die Wälder nicht. Man ließ sie zurück, versteckt im dichten Buschwerk, denn sie zu begraben kostete Zeit und bewies, dass noch viele andere auf der Flucht waren.

Zwanzig Nächte waren sie unterwegs. Sie brachen auf, sobald die Sonne untergegangen war, legten stets bei Sonnenaufgang eine Rast ein und setzten dann ihren Weg

bis zum frühen Nachmittag fort. Nachdem sie ihre Vorräte aufgezehrt hatten, ernährten sie sich von dem, was ihnen die immer dichter und üppiger wachsende Vegetation bot. Ihre Kräfte ließen nach, doch zehrten sie auch von dem Traum, den ihnen die *terra incognita* verhieß. Und jeder Schritt, den sie taten, brachte sie der Erfüllung dieses Traums ein Stück näher. Dies immer vor Augen, setzten sie unermüdlich einen Fuß vor den anderen, stolperten über Wurzeln und Steine, schleppten sie sich Meile um Meile voran.

Als sie die Wälder endlich erreicht hatten, fehlte ihnen die Kraft zur Freude. Sie rasteten zwei Tage, denn jetzt konnten sie sicher sein, ihre Verfolger weit hinter sich gelassen zu haben. Sie befanden sich in der *terra incognita*, dem unbekannten Land, das kaum ein Mensch bisher jemals betreten hatte. Der Wald war so mächtig, dass das Licht der Sonne Mühe hatte, bis auf die Erde zu dringen. Er barg einen unendlichen Reichtum an Leben, das er nähren oder auch vernichten konnte.

Sie gingen zwei weitere Tage, durchdrangen dieses dunkle, ewig feuchte Grün, bis sie eine Erhebung hinaufstiegen, von der aus sie das unbekannte Land in alle Himmelsrichtungen überblicken konnten. Es war ein grünes Meer, das sich bis an alle Horizonte erstreckte, und sanfte Hügel bildeten die Wogen. Den Hügel, auf dem sie sich befanden, nannten sie später den Bauchhügel. Er war der Ort, an dem sie ihre Hütten errichteten. Und auch dieser Teil des bisher unbekannten Landes erhielt seinen Namen: Palmares, der Staat der Sklaven.

Das war im Jahr 1593, und da man vergeblich nach den entflohenen Sklaven des Fernando de Coroa suchte, gerieten sie bald in Vergessenheit. 37 Jahre lang vergaß man sie, bis zu dem Tag, an dem die Kolonialherren

beschlossen, dem Sklavenstaat ein Ende zu bereiten, denn dem Ruf nach Freiheit folgten viele, zu viele Sklaven, denen Palmares mehr als nur ein Gerücht war. Doch Palmares sollte mehr als nur einer der ungezählten Quilombos, der Sklavensiedlungen, werden, die oft nach kurzer Zeit wieder dem Erdboden gleichgemacht wurden. Palmares wurde zum Symbol für die Stärke der Ausgebeuteten und Geknechteten und für die Schwäche derer, die sich stets als die Sieger, als die Herrenmenschen betrachtet hatten. Palmares war die Freiheit, und für diese Freiheit waren seine Bewohner bereit zu kämpfen und bereit zu sterben.

1

Felipe Lins kniff die Augen zusammen und schaute aufs Meer hinaus. Er war stets einer der ersten, die von der Ankunft eines Schiffes erfuhren und am Strand warteten, um das Ausschiffen der Ladung zu beobachten. Doch für die üblichen Handelsschiffe interessierte er sich nicht sonderlich. Er kam nur hierher, wenn ein Schiff vom afrikanischen Kontinent eintraf, das statt der Handelswaren aus Europa nur Menschen mit sich führte. Abgesehen von der Mannschaft des Schiffes waren es ausschließlich Eingeborene aus den afrikanischen Kolonien, dreihundert oder mehr, eingepfercht im hölzernen Bauch des Dreimasters, viele Wochen lang, und nur mit dem Nötigsten versorgt, gerade genug, damit nur die Schwächsten starben. Denn schwache Sklaven waren wertlos für die Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen, und die Händler achteten sehr genau darauf, dass sie eine Ware erhielten, die sich auf dem Sklavenmarkt für einen guten Preis weiterverkaufen ließ.

Felipe Lins kannte alle Sklavenhändler Recifes, und er wusste auch, auf wen er sich verlassen konnte, wenn es

darum ging, geeignete Ware für sein Gut einzukaufen. Dennoch ließ er es sich nicht nehmen, die ausgehungerten schwarzen Gestalten schon am Strand zu begutachten, wenn sie mit den Barkassen an Land gebracht wurden, und sich den einen oder anderen, der noch aufrecht gehen konnte, vorzumerken, um ihn vielleicht noch am selben Tag zu ersteigern.

In einiger Entfernung stand auch Oliveira Nunes, für den der größte Teil der heutigen Fracht bestimmt war. Die beiden Männer hatten einander kurz und wortlos begrüßt, als Nunes an Felipe Lins vorbeigegangen war, um den ankommenden nackten Schwarzen mit wenigen, aber bestimmten Gesten deutlich zu machen, dass sie sich in den weißen, feinkörnigen Sand des Strandes setzen sollten.

Beide Männer kannten sich seit langen Jahren und behandelten einander mit Respekt, wenngleich ihre Beziehung rein geschäftlicher Art war. Obwohl Oliveira Nunes der größte und reichste Sklavenhändler Pernambucos war, gebot ihm sein sozialer Status, Distanz zu den großen Gutsherren zu wahren, die ihrerseits freundschaftliche Beziehungen zu Personen, die nicht ihrem Stand entsprachen, vermieden. Doch die Geschäfte zwischen Nunes und Felipe Lins waren stets zu beider Zufriedenheit verlaufen. Felipe Lins schätzte die Zuverlässigkeit des Sklavenhändlers und respektierte ihn, wie man einen Mann respektiert, der etwas von seinem Geschäft versteht.

Der Gutsbesitzer beobachtete Nunes dabei, wie er die zukünftigen Sklaven mit Worten und Schreien antrieb, die diese nicht verstanden, deren Bedeutung jedoch unmissverständlich durch dessen kraftvolles Gestikulieren deutlich wurde. Er schaute zu dem Dreimaster hinüber, der vor dem jetzt überfluteten Riff, das der Küste vorgelagert

war und der Stadt ihren Namen gegeben hatte, vor Anker gegangen war, und verfolgte eine Weile die Barkassen, die tief im Wasser lagen und sich langsam dem Strand näherten.

Die Schwarzen, die sich bereits an Land befanden, folgten den Befehlen Nunes' zögernd und schleppend, sie stolperten, stürzten und hatten kaum die Kraft, sich wieder aufzurichten, um sich ein paar Schritte weiter in den Sand fallen zu lassen, wo sie von einigen Soldaten bewacht wurden. Eine überflüssige Maßnahme angesichts des Zustandes der Eingeborenen. Ihre Körper waren nach der wochenlangen Überfahrt im Frachtraum des Schiffes, wo der vorhandene Platz es nur erlaubte, zu liegen oder zu hocken, mit Geschwüren und Wunden bedeckt. Die Bäuche standen hervor, und ihre Gesichter spiegelten das Unverständnis dessen wider, was mit ihnen geschehen war. Auch die Wochen im Schiffsrumpf hatten nicht ausgereicht, es zu verstehen, und je länger sie in der stickigen und dumpfen Enge verharrten, desto unbegreiflicher und sinnloser erschienen ihnen diese Vorgänge. Zwar hatten sie in ihren Wäldern und Steppen von den weißen Jägern gehört, manche hatten sie auch schon gesehen, doch hatten sie sich niemals die Frage nach dem Grund dieses Krieges beantworten können, den die Weißen in Afrika führten. Und warum hatte man sie gefangengenommen, anstatt sie zu töten? Warum fuhr man mit ihnen aufs Meer hinaus, und warum hielt man sie am Leben?

In den langen Wochen auf See verloren sich diese Fragen irgendwo im Halblicht des Frachtraumes. Ebenso wie das Denken. Und als sie jetzt hilflos an diesen fremden Strand stolperten, starrte aus ihren Augen nur müde Apathie, ihre Körper waren taub gegenüber den Schmerzen, die die eiternden Wunden verursachten.

Felipe Lins wusste, er würde ein Dutzend junger Männer kaufen. Sie mussten kräftig und widerstandsfähig sein, tauglich für die Arbeit auf den Feldern und an den Mühlen. Seine Erfahrungen hatten ihn gelehrt, dass sie nicht älter als zwanzig Jahre sein durften, wenn sie mindestens fünf Jahre lang als vollwertige Arbeitskraft einsetzbar sein sollten. Wenn sie älter waren, verbrauchten sie sich zu schnell, und er hasste es, sich dann der nutzlos gewordenen Werkzeuge entledigen zu müssen. Natürlich besorgte dies einer seiner Verwalter, doch die wenigen Male, die er solchen Eliminierungen zugesehen hatte, hatten in ihm Abscheu und Ekel hinterlassen. Nicht nur der Akt des Tötens stieß ihn ab, sondern auch das Zusammenfallen der schwarzen Körper, wenn sie den Gnadenschuss erhielten. Wenn so ein toter schwarzer Körper im Sand lag, fiel es ihm schwer zu glauben, dass diese kaum mehr sichtbaren Muskeln jahrelang, tagein, tagaus das Zuckerrohr geschnitten und Hunderte, ja Tausende Bündel zu den Mühlen geschleppt hatten. Nichts war dann mehr übrig von der Energie, die diese stupiden Eingeborenen aufbringen konnten, wenn man sie nur richtig antrieb.

In der dritten Barkasse, die an den Strand glitt, fielen Lins zwei Eingeborene auf, die das Kinn nicht auf die Brust sinken ließen, sondern aufrecht zwischen den übrigen zusammengefallenen Gestalten saßen und mit wachem Blick die Vorgänge am Strand verfolgten. Zwar waren diese beiden Männer ebenso abgemagert wie der übrige Haufen, der sich jetzt durch den Sand schleppte, doch merkte man ihnen einen gewissen Eigensinn an, den sie sich trotz der wochenlangen Qualen bewahrt hatten. Der Gutsbesitzer lächelte. Er hatte eine Vorliebe für solche Eingeborene, die in sich noch einen Rest von Stolz gerettet hatten. Sie waren widerspenstig und voller Energie, doch wenn man sie erst einmal durch die Peitsche gebrochen hatte, waren sie die

besten Arbeitskräfte. Das dachte Felipe Lins, als er die beiden aufrechten Gestalten betrachtete, die sich langsam und mit aufmerksamen Augen um sich blickend in den Sand setzten.

Er wartete noch mehrere Barkassen ab und traf seine Wahl. Er hatte ein gutes Auge, was die schwarzen Körper betraf, die in den nächsten Jahren seinen Reichtum vergrößern sollten. Und er wusste, er würde jeden anderen Interessenten auf dem Sklavenmarkt überbieten können. Denn Felipe Lins war reich, war Mitglied der Senatskammer von Recife und auch ein von der Krone Portugals geachteter Mann. Sein Reichtum war die Basis seiner Macht, und in Pernambuco wusste man um die Mittel, derer sich die Gutsbesitzer bedienen konnten, um sich unbequeme Widersacher vom Hals zu schaffen. Ein Beispiel dieser Macht hatte einst Felipe Lins' eigener Vater geliefert, als dieser von João Nunes, dem Vater des Oliveira Nunes, zur vorzeitigen Rückzahlung seiner Schulden gedrängt wurde. Kurz-entschlossen taten sich die größten Schuldner von João Nunes - Gutsbesitzer wie Felipe Lins' Vater - zusammen, brachten den Sklavenhändler und Zuckerexporteur unter dem Vorwand der Steuerhinterziehung vor Gericht und ließen dem weiteren Schicksal seinen Lauf. João Nunes wurde verurteilt und nach Portugal gebracht, von wo aus er niemals wieder zurückkehrte.

Diese Angelegenheit beeinträchtigte jedoch keineswegs die geschäftlichen Beziehungen zwischen Felipe Lins und Oliveira Nunes. Die Geschichte lag eine Generation zurück, und man hatte gelernt, einander entsprechend den Regeln in der portugiesischen Kolonie zu respektieren.

Felipe Lins verließ den Strand, um bei José Santos, dem Seilmacher und Händler für alles, was man für das gute

Funktionieren einer Zuckerrohrplantage brauchte, noch eine Liste von Werkzeugen und anderen Dingen abzugeben, die er später von seinem Hauptverwalter abholen lassen wollte. Er bestieg seine Kutsche, nahm die Zügel in die Hand und setzte das Zweiergespann mit einem Zungenschmalzen in Bewegung. Die Hufe der Pferde und die schwarzen Speichenräder wirbelten den gelben Sand der ausgetrockneten Straßen auf, als er in leichtem Trab an den schmutzigen Lagerhäusern vorbeifuhr, deren Bretterwände Mühe hatten, dem Wechsel der Jahreszeiten standzuhalten. Die ewige Nässe der Regenzeit und die gleißenden Stiche der Sommersonne hielten das Holz in Bewegung, es befreite sich von seiner einstigen Bestimmung, zeigte Risse und Spalten und brach schließlich aus den Fugen. Anders dagegen die Lehmhäuschen der Bewohner Recifes, die zwar ebensowenig ansehnlich waren, doch den Witterungen erheblich länger Widerstand leisteten. Recife war keine Stadt, es war eine Ansammlung dieser Lehmhäuschen und der bretterwandigen Lagerschuppen, in denen sich alles stapelte, was aus Portugal eingeschifft oder aus Pernambuco ins Mutterland der Kolonie ausgeführt wurde.

José Santos hatte seinen Schuppen fast am Ende der Hauptstraße, die nach Olinda führte. Er selbst war nicht da, als Lins das Halbdunkel betrat, in dem sich in einem offensichtlichen Durcheinander, dessen Ordnung nur der Eigentümer selbst begriff, Werkzeuge, Maschinenteile, Seile aller Stärken, Kisten, Säcke und Fässer türmten. Nur Carlos Vieira, der Kassierer, trat unangenehm leise zwischen einem Stapel kleiner, rechteckiger Kisten hervor, als sich der Gutsbesitzer schon räusperte, um seine Anwesenheit anzukündigen.

„Was kann ich für Sie tun?“, fragte Vieira, indem er die Hände vor dem Bauch faltete und das Kinn nach vorne

schob, als wollte er eine Verbeugung andeuten.

„Ist Senhor Santos nicht hier?“, fragte Lins seinerseits, da er sich ungern auf Untergebene einließ, um Geschäfte abzuschließen oder in Auftrag zu geben. Auch war ihm Vieira eine Spur zu untergeben, als dass er ihn auf irgendeine Weise hätte respektieren können.

„Senhor Santos macht Besorgungen“, antwortete Vieira in Erwartung einer Reaktion auf seine Frage.

„Dann lassen Sie ihn wissen, dass ich einige Dinge brauche“, sagte Lins und reichte ihm die Liste mit ausgestrecktem Arm. „Ich werde sie von meinem Verwalter abholen lassen.“

„Gewiss“, sagte Vieira unterwürfig, nahm das Papier und unternahm einen vorsichtigen Versuch, die Aufmerksamkeit des Gutsbesitzers noch ein wenig auf sich zu ziehen.

„Haben Sie schon die neue Ladung von Sklaven besichtigt?“, fragte er, obwohl er die Antwort kannte.

„Ja, habe ich“, sagte Lins und wandte sich zum Gehen, da alles Nötige bereits gesagt und er nicht gewillt war, ein Gespräch mit dem Kassierer zu beginnen.

„Eine Bande von Wilden“, sagte Vieira hinter ihm her. „Widerliche Gestalten. Mir steigt ihr Gestank schon in die Nase, bevor sie vom Schiff in die Barkassen steigen.“

„Ja, ja“, sagte der Gutsherr nur, bestieg wieder seine Kutsche und schnalzte mit der Zunge. Er lenkte das Gespann aus der Stadt hinaus nach Olinda, wo er eines der großen Herrenhäuser besaß, die ihre Eigentümer als die reichsten Gutsherren Pernambucos auswiesen. Vieira schaute mit einem eingefrorenen Lächeln hinter ihm her,

rieb sich dann das Kinn und blickte auf die Liste in seiner Hand. Langsam drehte er sich um und ging in den Schuppen zurück, nicht ohne noch einmal in Richtung Strand zu schauen und die Nase zu rümpfen. „Stinkende Bastarde“, sagte er.

Kalandula hatte schon fast seinen Namen vergessen, da ihn in den vergangenen Wochen niemand ausgerufen hatte, wie er es in seinem Dorf gewohnt gewesen war. In den ersten Tagen im Bauch des Schiffes hatten sie noch geredet, um Antworten auf ihre Fragen zu finden, um zu verstehen, was die weißen Jäger mit ihrer Gefangennahme bezwecken könnten. Aber ihre Fragen blieben unbeantwortet, und je länger sie im Dämmerlicht des Frachtraumes vor sich hin starrten, desto seltener sprachen sie miteinander. Schließlich schwiegen sie, verharrten regungslos, wurden zu Atem und Schweiß.

Sein Körper schmerzte, als Kalandula langsam in die Barkasse stieg. Seine Beine wollten ihm nicht gehorchen, gaben nach, und er drohte zu fallen, doch nahm er all seine noch vorhandenen Kräfte zusammen und hob den Kopf, um zu zeigen, dass sie zwar seinen Körper zerstören konnten, aber nicht seinen Stolz. Nein, solange er lebte, würde er aufrecht gehen und sich nicht brechen lassen. Er würde kämpfen, und er würde töten, um sich für die Qualen zu rächen, die er und die anderen Gefangenen in den vergangenen Monaten durchlitten hatten. Für jeden Jaga, für jeden einzelnen dieses starken und mutigen Volkes, der auf dem Meer gestorben und von den Weißen über Bord geworfen worden war, würde er hunderte von ihnen töten, schwor er, als er sich in die Barkasse setzte und die zusammengefallenen schwarzen Skelette betrachtete, aus denen alles Leben und alle Kraft gewichen zu sein schien, für die sein Stamm in ganz Ngola gerühmt worden war.

Er spürte einen heißen Körper an seiner Seite und wandte den Kopf. Es war Quinda, der neben ihm saß. Im Dorf hatte man ihn stets nur den Hitzkopf genannt, weil er ungeduldig war und ihm eigentlich nichts schnell genug gehen konnte. Selbst während der Jagd hatte er manchmal aufgebracht reagiert, wenn sie sich dem Wild langsam nähern mussten und von allen schweigende Disziplin verlangt wurde. Kalandula erkannte, dass auch Quinda noch nicht aufgegeben hatte. Denn ebenso wie er selbst saß Quinda aufrecht, und wenn auch sein Körper eine einzige Wunde war, so funkelte in seinen Augen doch das Feuer des gemeinsamen Widerstandes. Wortlos schauten sich die beiden Stammesbrüder an und besiegelten mit den Augen ihren Entschluss. Es war einer jener mysteriösen Momente, die zwei Menschen erleben, wenn sie die gleichen Gedanken denken, die gleichen Schmerzen erleiden und die gleichen Sehnsüchte verspüren.

Als sich die Barkasse dem Strand näherte, kniff Kalandula die Augen zusammen, um die Geschehnisse dort genauer zu verfolgen. Er erkannte einen wild gestikulierenden Weißen, der die sich an Land schleppenden Afrikaner zu einer Stelle trieb, wo einige bewaffnete Männer standen, die offensichtlich die Aufgabe hatten, Fluchtversuche der Gefangenen zu verhindern. Doch an Flucht dachte selbst Kalandula in diesem Moment nicht, dazu war er nach der Reise über das Meer zu schwach. Einige Weiße standen am Strand, gruppenweise oder einzeln, und beobachteten die Ankunft der Barkassen. Auch fiel Kalandula ein Mann auf, der etwas abseits stand und sich durch Haltung und Kleidung von den übrigen Weißen unterschied. Ohne Zweifel besaß dieser Mann mehr Macht und Ansehen als die anderen. Hatte er vielleicht sogar den Befehl gegeben, Kalandulas Stamm zu überfallen und die Gefangenen hierher zu bringen? Nein, dazu verhielt er sich zu passiv. Er beobachtete lediglich, ohne Anweisungen zu geben und

ohne eine Geste, die einem Befehl hätte gleichen können. Doch Kalandula war überzeugt davon, dass dieser Mann eine wichtige Rolle spielte, und er hielt seinen Blick auf ihn geheftet, so wie man eine Raubkatze fixiert, um ihr zu sagen, dass sie es nicht wagen sollte, den Sprung auszuführen, zu dem sie ansetzte, weil dies ihren sicheren Tod durch den Speer bedeuten würde.

Die Barkasse glitt an den Strand, und Kalandula spürte, dass dieser weiße Mann ihn ebenfalls beobachtete. Er folgte den anderen, die durch den Sand stolperten und sich schließlich kraftlos fallen ließen.

„Was haben sie wohl mit uns vor?“, fragte Quinda kaum hörbar und ohne sein Gesicht Kalandula zuzuwenden.

„Ich weiß es nicht“, antwortete der, „aber sie werden diese lange Reise nicht gemacht haben, um uns jetzt zu töten.“

„Das wäre wirklich sehr umständlich“, stimmte ihm Quinda zu.

Kalandula sah, wie der weiße Mann, der ihn mit seinen Blicken verfolgt hatte, den Strand verließ. „Wenn die weißen Jäger uns am Leben lassen“, sagte er, „dann werden sie uns brauchen.“

„Wozu?“

„Zum Arbeiten auf ihren Feldern vielleicht“, mutmaßte Kalandula. „Vielleicht haben sie nicht genug Söhne, um ihre Felder zu bestellen.“

„Warum machen sie dann nicht mehr Söhne? Das ist doch wirklich nicht schwierig“, sagte Quinda und brachte ein Lächeln zustande. „Nein, es muss etwas Anderes sein...“.

Sie schwiegen, denn ein Soldat trat mit schweren Schritten neben sie und betrachtete offensichtlich angewidert die im Sand hockenden Schwarzen. Langsam ging er an ihnen vorbei, blickte von einem zum anderen und sah voller Ekel auf die eiternden Wunden. Er schüttelte sich, als wollte er ein an ihm haftendes Ungeziefer verjagen, und ging wieder an seinen Platz zurück.

Es war heiß, obwohl ein leichter Meereswind die salzige Luft bewegte, und Weißen wie Schwarzen tropfte der Schweiß von Stirn und Körper in den Sand, wo man nicht mehr unterscheiden konnte, ob es der Schweiß eines Weißen oder der eines Schwarzen war. Es waren farblose, salzige Tropfen, die nach wenigen Atemzügen in der Sonne verdampften, und es blieb nichts übrig als trockener, weißer Sand.

Am meisten schwitzte Oliveira Nunes, der pausenlos herumschrie und die Arme wie Fahnen im Wind flattern ließ. Sein Gesicht war rot angelaufen, die Adern an Hals und Stirn sprangen hervor. Er war dick, aber nicht schwerfällig und glich einem unruhigen Bären, der seine Beute gewittert hatte.

Die letzte Barkasse, die nun anlandete, brachte keine Sklaven mehr, sondern den Kapitän des Schiffes. Er sprang an den Strand, begrüßte Nunes mit einem Handschlag und übergab ihm nach einigen Worten eine Ledermappe mit Papieren.

„Bekomme ich die versprochene Menge?“, fragte Nunes mit einem geschäftlichen Lächeln.

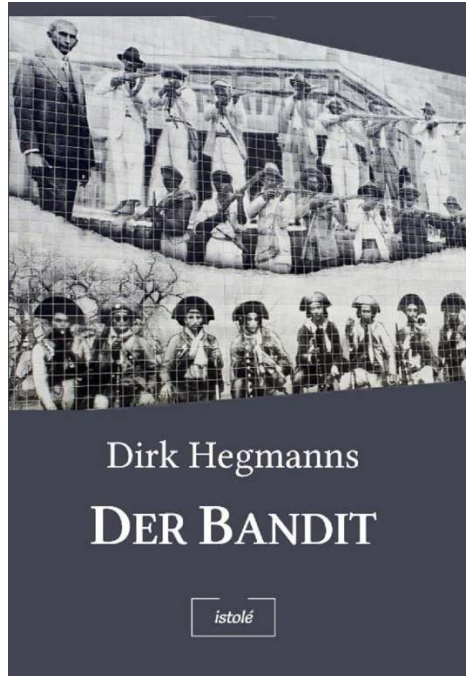
„Nicht ganz“, antwortete der Kapitän. „Zweihundertfünfzig für Sie, siebenundvierzig für Senhor Chaves.“

„Wie hoch waren die Verluste?“



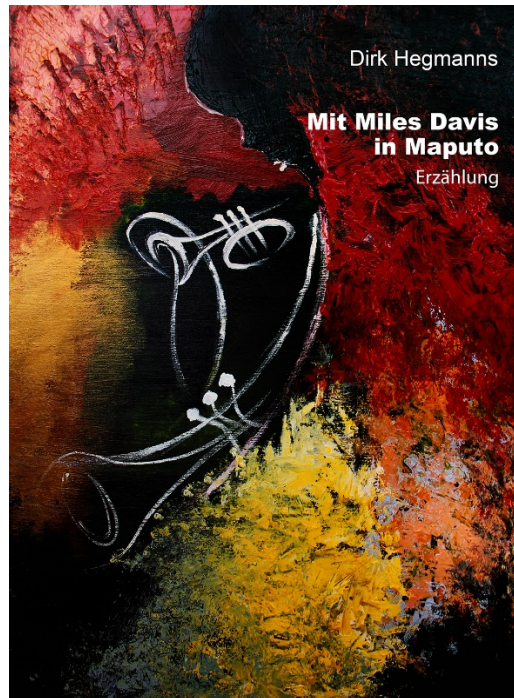
Im Jahr 1941 entschließt sich eine Gruppe von jungen Leuten, gegen den Nationalsozialismus aufzubegehren und sich nicht dem Gleichschritt der Zeit unterzuordnen. Doch was wie der Versuch der Selbstbehauptung beginnt, entwickelt sich bald zum tödlichen Duell zwischen dem Willen zur Freiheit und der Unbarmherzigkeit von Gestapo und SA. Fliegerangriffe, lebensgefährliche Sabotageakte, Verhaftungen und Folterungen lassen den Kampf für Gerechtigkeit zum Alptraum werden, den nur wenige überleben.

Dieser Roman, der bereits unter dem Titel „Rheinpiraten“ im Peter-Hammer-Verlag erschienen ist, basiert auf tatsächlichen Ereignissen um die Widerstandsgruppe der Kölner Edelweißpiraten.



Um das Jahr 1900 herrschen im Landesinneren des Nordosten Brasiliens die Grundbesitzer nach ihren eigenen Gesetzen, Morde und Familienfehden bestimmen das Leben. Doch Virgulino, Sohn des Bauern Zé Ferreira, widersetzt sich eines Tages der Willkürherrschaft. Unter dem Namen Lampião beginnt er einen Guerillakrieg, der bald den gesamten Nordosten Brasiliens dominiert. Doch je erfolgreicher er ist, desto gnadenloser wird er gejagt, und auch vor Verrat kann er nicht mehr sicher sein.

Ein fesselnder Roman über ein Kapitel brasilianischer Geschichte, das den Beginn großer Umwälzungen in der Gesellschaft des Landes markiert.



Mosambik nach dem Bürgerkrieg: ein Entwicklungsexperte reist ins Land, um beim Wiederaufbau zu helfen - und taucht ein in die tropischen Nächte Maputos, die von Jazz und Blues widerhallen. Eine Begegnung mit einer Stadt und der Vielfalt des Jazz, mit einer fremden Mentalität und einem, der einst auszog, um die Welt zu verändern.

Impressum

Die Originalversion ist erschienen bei Peter Hammer Verlag, Wuppertal, unter dem Titel „Palmares – Die Republik der Sklaven“

Überarbeitete Neuauflage

Alle Rechte liegen beim Autor

Copyright ©Dirk Hegmanns

Kontakt: dirkheg@gmail.com

Eulerstr. 39, 40477 Düsseldorf